

Elisabeth Berner

„Im ersten Augenblick war es mir Deinetwegen leid“. Theodor Fontane im Krisenjahr 1876

1 Einleitung

Als Theodor Fontane 1876 nach nur wenigen Wochen mit einem Eklat das Amt des Ersten Sekretärs der Akademie der Künste niederlegt, endet für den inzwischen 56-Jährigen ein Lebensabschnitt, den er selbst ungeachtet erster literarischer Erfolge als Befreiung aus Abhängigkeit und Demütigung in seinem fast lebenslangen Ringen um Selbstverwirklichung seiner persönlichen Lebensvorstellungen empfindet.

Wie schon einmal im Jahre 1870 entscheidet sich Fontane damit zum zweiten Mal gegen die öffentliche Meinung und vor allem gegen die Hoffnung seiner Frau, mit einer angesehenen Stellung in der bürgerlichen Bürokratie ein dauerhaftes und gesichertes Einkommen zu erhalten. Dies hätte dem aus hugenottischer Familie stammenden Literaten die endgültige Aufnahme in die bürgerliche Gesellschaft ermöglicht, eine Gesellschaft, in der mehr und mehr der Status des alten Adels und der Reichtum des neuen Kapitals miteinander konkurrieren. Das kulturelle Schaffen der neuen bürgerlichen Intelligenz trägt in diesen Auseinandersetzungen lediglich zur Belebung der Tischgespräche bei, ohne in gleichem Maße gesellschaftliche Anerkennung zu finden. Fontane hat unter dieser Tatsache permanent gelitten und so kann die Annahme der Stelle des Ersten Sekretärs sicher auch als Versuch gewertet werden, endlich seine Hoffnung erfüllt zu sehen, als gleichberechtigtes Mitglied dieser Gesellschaft akzeptiert zu werden. „Man würde mir die Stellung, die ich verlange, auch einräumen, wenn ich in einer ansehnlichen Lebensstellung wäre. So klingt das ‘arme Luder’ immer mit“ (10.6.1878; EB 111), klagt er seiner Frau Emilie und entscheidet sich dennoch gegen die Beamtenlaufbahn und somit dafür, hinfort als freier Schriftsteller zu leben und damit das „freie Dasein“ dem „Zwang und der wichtigtuersischen Langeweile der Alltagskarrieren“ vorzuziehen.

Wenn er noch 20 Jahre später an Ernst Gründler (11.2.1896; FB 491) schreibt, dass es „eine sehr schwere Zeit“ für ihn gewesen sei, lässt sich erahnen, wie stark dieses Ereignis den von familiärer Ruhe und äußerer Anerkennung so stark abhängigen Mann bewegt haben mag.

Auch wenn Fontane selbst stets ungebrochen von seinem Talent überzeugt ist, kann er doch keineswegs sicher sein, dass dieser Schritt der Anfang einer beispiellosen literarischen Alterskarriere sein wird, die ihn zu einem der bedeutendsten deutschen Romanciers des 19. Jh. machen wird. Rückblickend wird er das Jahr 1876 zu dem Jahr erklären, in dem er ein wirklicher Schriftsteller wurde. Denn trotz schlechten Gewissens gibt ihm sein Erfolg Recht. Enorme Willenskraft und unternehmerischer Geist ermöglichen Fontane ein ungeheures Arbeitspensum und verschaffen ihm mit seinem literarischen Werk die langersehnte späte Anerkennung.

Die Härte gegen sich selbst und seine Familie, mit der er seine Entscheidung verwirklicht, macht neugierig auf die persönlichen Zwänge, die Fontane zu diesem Schritt veranlassten. Sie macht die Sprachhistorikerin aber auch neugierig auf die kommunikativen Strategien, die er unterschiedlichen Partnern gegenüber verwendet. Und nicht zuletzt lässt sie auch danach fragen, inwieweit Fontane seine Partner teilhaben lässt an seinen Überlegungen und welche Rolle sozialer Status und Geschlecht seines jeweiligen Gegenüber dabei spielen.

Im Folgenden sollen anhand von Tagebucheintragungen und Briefen die chronologische Entwicklung der Ereignisse um die Aufnahme, kurzfristige Aufrechterhaltung und Kündigung der Stellung des Ersten Sekretärs der Akademie der Künste sowie der anschließenden Rechtfertigung dieses Schrittes nachvollzogen und dabei die Frage nach dem Verhältnis von zeithistorischen Zwängen und persönlichen Beweggründen und deren sprachlichem Niederschlag in den Texten beantwortet werden.

2 Der Anfang

In seinem nicht genauer datierten, aber sicher im Nachhinein erfolgten Tagebucheintrag des Jahres 1876 notiert Fontane eher lakonisch: „Am 15. Januar fragte mich Zoellner, auf einer großen Reunion bei Heydens, ob ich wohl geneigt sein würde, an Stelle des jüngst verstorb. Prof. Gruppe, die Stelle eines 1. Sekretärs der Akademie der Künste anzunehmen? Ich sagte ‘ja’.“ (TB 58)

Wenn im Tagebuch, so Linke 1996, 91, die Schreiber ganz bestimmte soziokulturell relevante Kontexte evozieren und wir es somit mit einer Form „soziokultureller Selbstdarstellung“ zu tun haben, bei der sich der Schreiber durch die Verwendung ganz bestimmter sprachlicher Mittel einem konkreten soziokulturellen Relevanzbereich zuordnet, so fällt hier die Sachlichkeit auf, mit der Fontane dieses große Angebot registriert. Anders als in den Briefen, die aus der unmittelbaren Betroffenheit die aktuellen Ereignisse reflektieren, bietet das Ta-

gebuch Fontane die Möglichkeit, aus der zeitlichen Distanz das Geschehene wiederzugeben, seine Gefühle bewusst kontrolliert auszudrücken. Damit unterscheiden sich seine Tagebucheintragungen aber auch von denen jugendlicher Schreiberinnen – die von Linke 1996 beschrieben wurden – und stellen, anders als diese, vorrangig einen „Akt des Sich Erinnerns“ bzw. der „schriftlichen Fixierung eines biographischen Datums“ (ebd. 91) dar.

Hier wird von Anfang an eine gewisse Distanz gegenüber dem Amt deutlich, die keinerlei positive emotionale Bewertung hervorruft. Scheinbar ohne eigene Initiative, aber zugleich – dies sei ausdrücklich bemerkt – auch ohne längeres Zögern wird es angenommen: „Lucae focht darauf die Sache durch, und am 6. März, nachdem ich unmittelbar vorher meine Bestallung erhalten hatte, wurde ich in mein neues Amt eingeführt.“ (TB 58) Die Perspektive wird von außen auf das Geschehen gerichtet, in dem Fontane wie ein Spielball der Ereignisse passiv und unbeteiligt erscheint.

Dass es denn aber doch auch der eigenen Anstrengungen bedurfte, verdeutlicht das Schreiben an Friedrich Hitzig, damaliger Präsident der Akademie der Künste in Berlin. Allein die Tatsache, dass Fontane zunächst einen Entwurf seines Schreibens formuliert, zeigt die Bedeutung und die Sorgfalt, die er dem Anliegen beimisst. Nachdem Hitzig ihn aufgefordert hatte, sich noch einmal die Frage nach seiner „Neigung und Befähigung für die in Rede stehende Vakanz“ vorzulegen – ahnte Hitzig mögliche Vorbehalte des Kandidaten? –, wiederholt Fontane seinen Willen, das Amt anzunehmen und stellt „hiermit das ganz ergebenste Gesuch, mir das Vertrauen schenken und bei der bevorstehenden Besetzung des Sekretariats der K. Akademie der Künste Ihre Entscheidung zu meinen Gunsten treffen zu wollen.“ (Febr. 1876; BF 282f.) Wenn Fontane fortfährt, dass er sich des Umstandes „sehr wohl bewusst“ sei, dass seine „bis zu diesem Tage frei geübte literarische Tätigkeit kaum als eine empfehlende Vorbereitung zu Amt und Dienstlichkeit angesehen werden kann“ (ebd.), hören wir wieder das „arme Luder“, dem diese Stellung endlich die lang ersehnte Anerkennung bringen soll. Keineswegs selbstbewusst bittet Fontane, „wie ich selber gutes Mutes bin, meiner Unausreichendkeit zuvörderst mit Nachsicht begegnen, unter allen Umständen aber sich meines Ernstes und Eifers, wie meiner vorzüglichen Ergebenheit gewiß halten zu wollen“ (ebd.). Wenn Fontane sich hier gegenüber dem etablierten Akademiepräsidenten und künftigen Arbeitsgeber als im Grunde für die Stellung ungeeignet, da nicht der bürgerlichen Bürokratie angehörend, inszeniert, lässt sich die hohe Bewertung erahnen, die einer solchen Stellung zukommt und die ihr auch von Fontane beigemessen wird. Es gehört wohl zu den schmerzhaftesten Erfahrungen seiner Zeit an der Akademie erkennen zu müssen,

dass sich seine Hoffnung auf Anerkennung seiner Person nicht erfüllt hat. Bitter schimpft er wenige Monate später: „Ohne dass man unartig oder beleidigend gegen mich gewesen wäre [...], hat man mich doch nie wie einen etablierten deutschen Schriftsteller [...] behandelt.“ (An M. v. Rohr, 30.11.1876; FB 432)

Seinem Freund Carl Zöllner („Chevalier“) verdankt Fontane das Angebot, Erster Sekretär zu werden. Auch wenn es rückblickend anders erscheint, Fontane wäre nicht der permanent an seiner gesellschaftlichen Missachtung leidende Literat gewesen, wenn er nicht auch eine gewisse Genugtuung über dieses Angebot empfunden hätte. So versichert er Zöllner denn auch in einer ersten Reaktion seines „allerherzlichsten Wunsch[es]“, „als Sekretär der Akademie zu leben und zu sterben“ (Ende Jan. 1876; FB 420). Ein Wunsch, ein Begehren also, dessen Erfüllung mehr erhofft als durch eigene Anstrengungen zu erreichen gesucht wird (vgl. Duden 2001, 1832). Und so kann er sich einer distanzierenden Ironie nicht enthalten, indem er fortfährt „und seinerzeit mit einem Ordenskissen vorauf (einer oder zwei finden sich wohl noch an) begraben zu werden.“ (Ende Jan. 1876; FB 420).

Im selben Brief, schon Ende Januar, noch vor Eintritt in das Amt, deutet er Zöllner vorsichtig erste Vorbehalte an: „Man kann aber doch nie wissen, wie der Hase läuft, um so weniger, als ich von Anfang an in eine ziemlich arge Fehde werde hineingestellt werden.“ (Ebd.) Deshalb sichert sich Fontane mit der Beibehaltung seines Kritikerpostens bei der Vossischen Zeitung ab, wodurch ihm „jenes Wohlgefühl ins Herz [kommt], das einen in allen Lebensverhältnissen die gesicherte Rückzugslinie gibt“ (ebd.). Allzu sicher dürfte er sich demnach nach der ersten Euphorie der Dauerhaftigkeit seines Postens nicht gewesen sein. Nur gegenüber dem Freund Zöllner wird dabei die eigene psychische Empfindlichkeit thematisiert: „Reizbar wie ich bin, kann ich Beleidigungen nicht ertragen, und jeder dummste Mensch hat es leicht, mich in 3 mal 24 Stunden aus einer Stelle herauszuärgern.“ (Ebd.) Doch dessen ungeachtet nimmt Fontane das Amt an.

3 Das Amt

Gegenüber Carl Robert Lessing, Haupteigentümer der Vossischen Zeitung und wichtigstem Verleger seiner literarischen Werke, stellt Fontane – kaum eingestellt – von vornherein seine Bedenken in Bezug auf sein neues Amt in den Vordergrund. Schon wenige Tage nach seiner Ernennung machen seine Dankschreiben seine Skrupel deutlich:

„Ich werde ein letztes, weder mit sonderlicher Kraft noch mit sonderlichem Geschick arbeitendes Rad in dem großen Verwaltungsmechanismus sein, alljährlich soundso viel beschriebenes Papier in die verschiedensten Aktenbündel liefern und zur Geltendmachung einer Idee so wenig herangezogen werden, dass mir vielmehr umgekehrt obliegen wird, im einzelnen wie im allgemeinen jede persönliche Ansicht zu verschweigen.“ (März 1876; FB 421)

Es macht schon stutzig, wie sehr Fontane hier seine Kompetenzen, aber auch seinen Eifer in Frage stellt. Damit wird – wie in den Briefen an Zöllner – von vornherein die Rückzugsmöglichkeit eingeräumt, wobei in erster Linie die mangelnde Befriedigung seiner eigentlichen Ambitionen thematisiert wird. Steht bei Zöllner die psychische Empfindlichkeit im Vordergrund, so stellt sich Fontane gegenüber Lessing als durchaus selbstbewusster, anspruchsvoller Literat dar, dessen selbstständiges Denken in der Ministerialbürokratie nicht gefragt ist. Was er für sich selbst in Anspruch nimmt, die eigene Urteilsfähigkeit, erkennt er den Senatsmitgliedern aus der Perspektive des Ersten Sekretärs nicht zu. Gerade weil er im Literatentum seine eigentliche Bestimmung sieht, muss ihn dieser Widerspruch zutiefst treffen: „Der Senat zerfällt in so viele Parteien, als er Mitglieder hat, aber darin sind sich alle einig, dass über künstlerische Dinge nur ausübende Künstler ein Urteil haben. Und damit ist mir meine Rolle zudiktirt: ‘Sei stumm’.“ (Ebd.) Sein resignierendes Resümee: „So wird es denn weitergehen, wie es geht, und nur für ein bisschen Ordnung und Promptheit werd ich Sorge tragen können“ (ebd.) ist auch als unterschwellige Ahnung zu verstehen, in dieser Stellung weder als Bürokrat noch als Literat niemals wirklich anerkannt zu werden.

Auch gegenüber Wilhelm Lübke, als Kunsthistoriker Außenseiter (wie Fontane) der bürgerlichen Gesellschaft, werden Zweifel deutlich:

„Was die Stelle, von ihrem Gehalt abgesehen, wert ist, muß sich erst zeigen. Alle Welt tut so, als hätte ich das große Los gezogen. So schlimm kann ich’s nicht finden. Ich werde oft nach meiner eingebüßten Freiheit seufzen. Dennoch bin ich diesen Ausgangs froh, namentlich auch um meiner Frau willen. Bei uns zu Lande ist nun mal eine Stelle „alles“, Talent nichts [...].“ (11.3.1876; BF 285)

Bei so starken Vorbehalten wundert es kaum, dass es sehr schnell zu Auseinandersetzungen zwischen Fontane und den Akademiemitgliedern kommt. Die zweimonatige Amtszeit resümiert Fontane denn auch in seinem Tagebuch mit der knappen Feststellung: „Ich fand es von Anfang an miserabel“ (TB 58).

4 Das Ende

Selbst der sofort anschließende Kommentar „[...] schleppte mich aber bis Ende Mai hin, wo mir der Geduldsfaden riß“ (ebd.) erscheint gegenüber den sonstigen gelegentlichen fontaneschen Ausbrüchen in den Briefen fast verhalten. Und so wird denn auch das Ende seiner Tätigkeit mehr als knapp notiert: „Ich hatte eine Scene im Senat und reichte am andern Tag meinen Abschied ein.“ (TB 58) Nicht einmal erwähnenswert erscheint, dass es anschließend zu erneuten Verhandlungen kommt, in denen Fontane gewisse Zugeständnisse gemacht werden. Doch auch dieser Versuch misslingt: „Nach langen kämpferischen Wochen, in denen ich die Menschennatur nicht von ihrer glänzendsten Seite kennen lernte, erhielt ich am 2. August meine Entlassung.“ (TB 58) Obwohl es eigentlich anders zu interpretieren ist, „Menschennatur“ schließt Fontane nicht ein, gemeint sind die anonymen anderen, die Fontanes Scheitern zu verantworten haben.

Und damit finden die Eintragungen auch schon ihr Ende. Das Tagebuch war für den Literaten, ambitionierten Briefeschreiber und geselligen Unterhalter Fontane tatsächlich nicht der Ort, über Stimmungen und Gefühle zu rasonieren, kein Mittel der geistigen oder gar emotionalen Selbstverständigung. Und so endet der Eintrag: „Fahre wohl Sekretariat. Ueber das, was mir daran unerträglich war, habe ich mich so oft ausgesprochen, dass es mich anwiedert, das 100 mal Gesagte hier noch einmal zu wiederholen. Requiscat in Pace.“ (TB 63)

5 Der Rückblick

Was im Tagebuch in eher dünnen Worten notiert wird und daher einen nur notizenhaften Einblick in das Geschehen vermittelt, entfaltet sich jedoch in den zahlreichen Briefen Fontanes zu einem aufschlussreichen Panorama innerer Kämpfe und Zweifel. Mag es auch der Überlieferungssituation geschuldet sein, auffällig ist, dass in der persönlichen Auseinandersetzung um die erfolgte Kündigung auf einmal Frauen zu den wichtigsten Adressatinnen werden, sieht man von einem nicht genauer datierten Schreiben Fontanes an Lessing ab, in dem er die zwischenzeitliche Bitte um Wiederaufnahme seiner Tätigkeit an der Vossischen Zeitung mit der unerträglichen Situation des Amtes begründet.

Trotz der vor allem die ersten Ehejahrzehnte prägenden permanenten Spannungen zwischen den Eheleuten und des Emilie Fontane von Zeitgenossen, Herausgebern Fontane'scher Textsammlungen sowie Fontane selbst zugewiesenen Unverständnisses für dessen literarische Ambitionen war sie für ihren Mann die wichtigste Bezugsperson. Obwohl der insgesamt größere Teil ihrer Briefe

nach dem Tod Fontanes vernichtet wurde, zeigen seine Reaktionen, wie sehr er gerade von ihrer Zustimmung abhängig war: „Nimm mir die Stimmung und ich bin verloren“ (18.8.1876; EB 72) zeigt eine in unterschiedlichen Varianten immer wieder geäußerte Angst, deren imperative Formulierung die existenzielle Angewiesenheit Fontanes auf eine ausgeglichene familiäre Atmosphäre verdeutlicht.

Das Problem, sich mit der Kündigung gegen die Hoffnungen seiner Frau und außerdem ohne gemeinsame Absprache entschieden zu haben und doch nur durch sie „schwimmfähig“ zu bleiben und sie also von der Richtigkeit seiner Entscheidung überzeugen zu müssen, löst Fontane mit unterschiedlichen Strategien.

Zum einen wandelt sich die Begründung für die Aufnahme des Amtes unter der Hand in den Vorwurf, dieses in erster Linie auf Wunsch Emilies angenommen zu haben. Somit ist es eben letztlich die nicht selbstbestimmte Entscheidung, die die Entwicklung bedingt hat. Kurz vor Erhalt der Kündigungsbestätigung, in dem für kurze Zeit ein Verbleiben im Amt möglich scheint, schreibt Fontane:

„Weiter aber kann ich und werde ich nicht gehn. Es hat mich bei diesem Schritt sehr meine Liebe zu Dir mitbestimmt, weil ich Dich glücklich sehn und den heißesten Wunsch Deines Lebens – den ich nicht in gleichem Maße teile, aber völlig verstehe und respektire – Dir riesig gern erfüllen möchte. Für mich *persönlich* bleibt es im Uebrigen bestehn, daß die Stelle, auch in rein pekuniärem Betracht, nicht das gelobte Land ist, von dem Du träumst [...].“ (31.7.1876, ebd. 64)

Die Ausschließlichkeit, mit der er seine „persönlichen“ Bedürfnisse den ihren gegenüberstellt, verdeutlicht das existenzielle Dilemma, das die Annahme des Amtes von allem Anfang an bedeutet hat.

„[...] ich hatte mich seit fünf, sechs Wochen derartig eingearbeitet, daß ich es für möglich hielt, die Sache auszuhalten und in der äußren Lebenssicherheit ein Aequivalent für *das* erblickte, was ich, auch im glücklichsten Falle, hätte begraben müssen, ein Aequivalent für mein aufzugebendes Schriftstellertum.“ (15.8.1876, ebd. 71)

Da ist er, der eigentliche Grund, den in dieser Deutlichkeit einzugestehen bedeutet, dass das Scheitern von vornherein eingeplant werden musste. Im Vergleich dazu erhalten die konkreten Querelen im Senat nur noch den Status des ohnehin nicht in Frage zu stellenden Arguments:

„Aber was ich seit 14 Tagen nun wieder erlebt, zeigt mir, wie richtig meine ersten Eindrücke waren. Es ist ein durch und durch verlodderetes, unsagbar elendes, von einem anständigen Menschen gar nicht zu tolerierendes Institut.“ (15.8.1876; ebd.)

Nein, Toleranz in diesen Dingen ist Fontanes Sache nicht und kann es unter allen Umständen seiner in erster Linie künstlerischen Ambitionen auch nicht sein. Verbunden mit der Infragestellung seiner Möglichkeiten an der Akademie inszeniert sich Fontane ganz als der große Literat und Mann, für dessen Lebensgefährtin es ein durch nichts zu kompensierender Glücksfall sei, mit ihm verbunden zu sein. „Du bist eine durch Deinen Mann, Deine Kinder, Deinen Lebensgang und Deine Lebensstellung unendlich bevorzugte Frau. Es giebt wenige, die es so gut getroffen haben.“ (15.8.1876; ebd. 70) Hier hören wir den über alle Zweifel erhabenen Literaten, der im Schriftstellertum seine eigentliche Passion sieht und darin kompensiert, was ihm von der Gesellschaft – zu Unrecht, wie er meint – vorenthalten wird.

Jedoch verbindet Fontane diese Rechtfertigung seiner Entscheidung auch nur Emilie gegenüber mit einem unmittelbaren Vorwurf ihrer angeblichen Beschränktheit. Indem er seine Frau in ihren Ansprüchen unterschätzt (was ein auch nur oberflächlicher Blick in den umfangreichen Ehebriefwechsel schnell verdeutlicht), macht er – wie so häufig – sein völliges Unverständnis für die gesellschaftlichen Zwänge deutlich, unter denen Emilie das Familienleben zu organisieren hat. „Daß Du das Glück nach der Zahl der Geldrollen bemessen solltest, für so inferior halte ich Dich nicht, habe auch keine Ursach dazu.“ (Ebd.) (Am Rande sei bemerkt: Wie sehr Emilie materielle Sicherheit vor allem als Grundlage familiären und damit gemeinsamen Glücks benötigt, ist Fontane ausgehend von seinem individuellen Glücksanspruch überhaupt nicht klar.)

Dass er Emilie aus unterschiedlichen Anlässen schließlich auf vielfältige Weise geradezu demütigt, scheint für ihn von hygienischem Wert zu sein. „Wenn Du glaubst, Deine bitteren Empfindungen aus Liebe zu mir oder aus der Erkenntnis ‘dass es nun mal ist wie es ist’, unterdrücken zu können, so täuscht Du dich. Diese Kraft haben sehr wenige, Du hast sie nicht.“ (18.8.1876, ebd. 73) Wie keinem bzw. keiner anderen gegenüber entladen sich seine inneren Spannungen, sein Unmut über dieses ganze „verlodderete, unsagbar elende Institut“, „dieses Nichts“ (15.8.1876, ebd. 71) – wenigstens hier kommen auch andere Ursachen ins Spiel – stellvertretend für die nur schwer greifbare Gesellschaft im persönlichen Angriff auf eine konkrete Person. Dahinter verbirgt sich wohl auch ein intuitives Wissen, dass die schneidenden Analysen ihres Verhaltens nur von einer intellektuell und emotional ebenbürtigen Partnerin verstanden werden, die

er darüber hinaus benötigt, um sich seiner eigenen Überzeugungen bewusst zu werden.

Wie keinem anderen sonst gegenüber zeigt er andererseits nur Emilie seine große Verletzung, die die fehlende gesellschaftliche Anerkennung hervorruft. Nur bei ihr öffnet sich Fontane nicht nur in seiner äußeren Reizbarkeit, sondern auch in seiner tiefsten Betroffenheit. „Wie gnädig hat Gott einen geführt, daß man aus dieser Misere heraus ist; ich möchte nicht wieder hinein, und will jede Stunde lieber sterben, als ein solches auf Lug und Trug gestelltes Leben noch einmal mitdurchmachen zu müssen.“ (7.8.1876; ebd. 67)

Solange sich Emilie über Angelegenheiten äußert, die nicht unmittelbar die Person Fontanes betreffen oder die seinem eigenen Bild auch in Bezug auf sich selbst entsprechen, akzeptiert Fontane ihre (zumeist) klugen Analysen und treffsicheren Urteile. Sobald sie jedoch seine Entscheidungen in Frage stellt, wird seine Kritik geradezu infam: „[...] wenn Du doch diese selbständigen Gedanken, dieses gerechte Urteil auch im alltäglichen Leben und bei Würdigung dessen hättest, was ich thue oder lasse“ (31.7.1876; ebd. 63).

Es sind nur wenige Äußerungen, in denen dennoch der grundlegende gemeinsame Konsens als Basis ihrer langen Ehe und damit zugleich seiner schriftstellerischen Karriere – wenn auch in der Regel indirekt – geäußert wird (und bei denen es im Übrigen an Emilie liegt, den hohen Grad ihres gemeinsamen Verstehens auch zu erkennen). „Uebrigens spreche ich über diese Dinge zu niemand, am wenigsten in diesem Ton.“ (15.8.1876; ebd. 72) Wenn er dabei eine Intimität beschwört, die nur sie beide betrifft, entspricht dies allerdings nicht ganz der Realität. Ein Vergleich seiner Briefe an andere Frauen zeigt, dass er in diesen z.T. genauso scharf die Borniertheit und Oberflächlichkeit dieser ganzen „bourgeoisen“ Gesellschaft geißelt, sich allerdings – anders als bei seiner Frau – jeglicher Kritik am jeweiligen Gegenüber enthält.

So verbindet Fontane mit Mathilde von Rohr, Tochter aus adligem Hause und seit 1869 Stiftsdame in Dobberthin (Mecklenburg), eine jahrzehntelange und sehr umfangreiche freundschaftliche Korrespondenz, an der Emilie im Wesentlichen nicht teilhat.

Ihr, der Frau gegenüber, mit der ihn keinerlei wirtschaftliche Verpflichtungen verbinden und die als Repräsentantin altmärkischen Adels eine wichtige Lücke im sozialen Beziehungsnetz Fontanes schließt, erklärt sich Fontane aus der Position des souveränen (Ehe-)Mannes. Weibliche Solidarisierung und damit „Angriffspotenzial“ gegen seine Person vorwegnehmend bewertet Fontane das Geschehene vorrangig im Zusammenhang mit dem Verhalten Emilies und ihren Reaktionen und bewahrt damit zugleich die (männliche) Interpretationsho-

heit über das Geschehene: „Diese Reise war unerlässlich, um sie der tiefen Verstimmung zu entreißen, die sich ihrer, in Folge meiner eingereichten Entlassung, bemächtigt hatte.“ (22.8.1876; FB 428) Es ist nicht nur ihre psychische Labilität, es sind zugleich ihre materiellen Bedürfnisse, die er Emilie auch der „Fremden“ gegenüber zum Vorwurf macht und doch zugleich, sicher unbewusst, auch seine Angewiesenheit verdeutlicht: „In dem Moment, wo ich ertrinkend nach Hülfe schreie [...], hat sie eine Neigung, ihre Hand nicht rettend unterzuschieben [...].“ (22.8.1876; ebd.) Es gehört zu seinen Rechtfertigungsstrategien, Emilie zu diskriminieren, um sich selbst rechtfertigen zu können, wenn er konstatiert: „Sie wäre eine vorzügliche Predigers- oder Beamtenfrau in einer gut und sicher dotierten Stelle geworden; auf eine Schriftstellerexistenz, die, wie ich einräume, sich immer am Abgrund hin bewegt, ist sie nicht eingerichtet.“ (22.8.1876; ebd. 429)

Da ist er also wieder, der eigentliche Grund, dem Fontane alles andere unterordnet. Und so folgt – nicht unbedingt zwangsläufig – das Eingeständnis:

„Und doch kann ich ihr nicht helfen. Sie hat mich als Schriftsteller geheiratet und muß sich schließlich darin finden, dass *ich*, trotz Abgrund und Gefahren, diese Art des freien Daseins den Alltagskarrieren mit ihrem Zwang, ihrer Enge und ihrer wichtiguerischen Langenweile vorziehe.“ (Ebd. 429)

Seine persönliche Verwirklichung als Schriftsteller in den Mittelpunkt stellend, haben andere Lebensentwürfe in dieser Konzeption keinen Platz.

Wiederholt deutlich wird diese Entscheidungshoheit auch in zahlreichen anderen Briefen, wie denen an Johanna Teutler, langjährige gemeinsame und intime Freundin der Familie Fontane, mit der insbesondere Emilie ein enges Verhältnis verbindet. Auch hier kommentiert Fontane seine Entscheidung vor allem aus der Perspektive der nicht erfüllten Wünsche Emilies und spricht ihnen zugleich nur bedingt Akzeptanz zu: „Sie ersehen aus dem Briefe meiner Frau, nicht nur wie es äußerlich, sondern vielmehr noch wie es innerlich hier aussieht. Sie ist ganz und gar gebrochen, sehr unglücklich und von ihrem Standpunkte aus mit Recht.“ (3.6.1876; BF 295f.) Fontane thematisiert scheinbar fair die seiner Auffassung entgegenstehende Meinung, indem er ihr Berechtigung einräumt. Dennoch versäumt er es nicht, diesem Eingeständnis sofort die eigene Position entgegenzustellen „Ich aber hatte ebenso Recht von meinem Standpunkte aus und konnte ihr diese schweren Tage nicht ersparen“ (ebd.) und eine abschließende Erklärung folgen zu lassen:

„Ein großer Wunsch ihres Lebens, der sich auf kurze Zeit erfüllt hatte, ist ihr wieder zerstört worden; das ist hart. Aber mehr ist auch nicht zuzugeben. Ich werde, wenn mir nicht Unglaubliches von Widerwärtigkeiten beschieden ist, einfach das Leben fortsetzen, das ich bis zu Antritt dieser unglückseligen Stellung geführt hatte. Und das kann ich so schlimm nicht finden.“ (Ebd.)

Anders als gegenüber M. von Rohr, die ihm auch geistige Partnerin ist, fehlt hier jedes Eingehen auf das Amt und damit ein möglicherweise auch in seiner eigenen Person begründetes Eingehen auf die Hintergründe der Kündigung.

6 „Friede und Freiheit“

Auch wenn Fontane mit seiner Kündigung einen Schlussstrich unter seine „unerträgliche“ Stellung (22.8.1876; FB 429) gezogen hat, soll es noch leidensvolle Monate dauern, bis auch der Familienfrieden wiederhergestellt ist. Gegenüber Mathilde v. Rohr bekennt Fontane, endlich von „eitel Schnack und Redensart“ befreit zu sein, um dann anzufügen: „[...] am 2. August erhielt ich, vom Ministerium aus, die Anzeige, dass der Kaiser meine Entlassung angenommen habe. Es war mir, um meiner Frau willen einen Augenblick schmerzhaft.“ (Ebd. 429) Ein kurzes Bedauern nur, denn nichts kann ihn nun mehr an seinem eigenen Anspruch hindern: „Eine Stellung zu behalten, die ich *unerträglich* fand, dies konnte sie, nach meinem Ermessen, nicht von mir fordern.“ (Ebd.)

Fast wörtlich drückt er auch Emilie sein sich allerdings durchaus in Grenzen haltendes Bedauern aus: „Im ersten Augenblicke war es mir *Deinetwegen* leid“ (15.8.1876; EB 71) schreibt er ihr und kann seine Erleichterung dabei kaum verbergen. Der Kampf zwischen einem „Aufstieg“ in eine letztlich verachtete, lediglich an Äußerlichkeiten orientierte bourgeoise Gesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts ist zugunsten der literarischen Karriere, die ihm die lang ersehnte persönliche Selbstverwirklichung bringen soll, mit allen Konsequenzen entschieden. Es ist Emilie, die schließlich – wie so oft – die Entscheidung Fontanes akzeptiert, die Würde eines großen Schriftstellers nicht gegen die trügerische materielle Sicherheit eines kleinen Beamten einzutauschen und ihm damit auch die Voraussetzungen für sein produktives Wirken schafft: „Laß es Dir gut gehen, Du lieber Sekretär a.D.; es war ein böser Titel. Lächerlich an sich, für Dich – unter der Würde. Nein, wir wollen nun Th. F. leben und sterben.“ (18.6.1878; EB 128) Und schließlich hat die Geschichte Fontane ja auch Recht gegeben in seiner Entscheidung: „Aber auch selbst Entbehrungen, wenn sie meiner harren sollten, sind mir nicht so schrecklich, wie äußere und innere

Unfreiheit. *Sich* angehören ist der einzig begehrenswerte Lebensluxus.“ (An M. v. Rohr, 22.8.1876; FB 430)

Literatur

- Duden ⁴2001: Deutsches Universalwörterbuch. Hrsg. von der Dudenredaktion. Mannheim u.a.
- FONTANE, Theodor 1994: Tagebücher 1866–1882. 1884–1898. Hrsg. von Gotthard ERLER unter Mitarbeit von Therese ERLER. Berlin. (TB)
- Ders. 1995: Briefe an die Freunde. Letzte Auslese. Hrsg. v. Friedrich FONTANE und Hermann FRICKE. Mit einem Nachwort von Walter HETTICHE. Bd. 1. Hildesheim / Zürich / New York. (BF)
- Ders. und Emilia FONTANE 1998: Die Zuneigung ist etwas Rätselvolles. Der Ehebrieffwechsel 1873–1898. Bd. 3. Hrsg. von Gotthard ERLER unter Mitarbeit von Therese ERLER. Berlin. (EB)
- Fontanes Briefe in zwei Bänden 1980. Hrsg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar. Berlin / Weimar. Bd. 1.
- LINKE, Angelika (1996): Sprache, Gefühl und Bürgertum im 19. Jahrhundert. Zur Rolle der Sprache im Spannungsfeld von individuellem Erleben und überindividueller Gefühlsprogrammatisierung einer Sozialformation. In: HERTEL, Volker u.a.: Sprache und Kommunikation im Kulturkontext. Beiträge zum Ehrenkolloquium aus Anlaß des 60. Geburtstags von Gotthard Lerchner. Frankfurt a.M. u.a.
- Dies. 1998: Sprache, Gesellschaft und Geschichte. Überlegungen zur symbolischen Funktion kommunikativer Praktiken der Distanz. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 26, 135–154.